

KARRIEREN

... und alle Fragen offen

Als Leserbriefonkel der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ hat Marcel Reich-Ranicki noch einmal eine große Rolle gefunden.



KATRIN DENKEWITZ

Literaturkritiker Reich-Ranicki
Wie die Priesterin Pythia

Neulich zum Beispiel schrieb Franz Ude aus Trier an Marcel Reich-Ranicki: Er ahne ja, dass dieser kein Fußballfan sei, möchte aber doch gern wissen, „ob Sie in Ihrem Leben einmal Sportbücher gelesen haben“. Die Antwort hätte abfälliger kaum ausfallen können: „Ich wäre Ihnen doch dankbar, wenn Sie mir Ihre Ahnungen ersparen wollten.“ Die Zeitung zu. Und alle Fragen offen.

Herr Ude, über den nicht mehr bekannt ist als sein Wohnort, mag sich gewiss ausführlichere Auskünfte erhofft haben. Womöglich aber empfindet er es bereits als Ehre, überhaupt Gehör gefunden zu haben bei dem Großkritiker a. D., der sich der Öffentlichkeit heute weitgehend entzieht, aber in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ („FAS“) nach wie vor schriftliche Audienzen gewährt.

Im dortigen Feuilleton beantwortet Reich-Ranicki, 91, nun schon im zehnten Jahr Leserbriefe zu literarischen Themen. In jüngster Zeit ist daraus ein Ereignis geworden. Denn augenscheinlich ist Reich-Ranicki es müde, seinen Lesern das Nachschlagen im Lexikon abzunehmen oder die selbständige Erkundung großer Werke. Stattdessen tut er ihnen mit großer Lust seine wachsende Unlust kund. Der Sound seiner Antworten ist ein durchgängiges: Wer sind diese Menschen? Und was wollen sie von mir?

Manchmal wollen sie gar nichts. Außer ihr eigenes Wissen ausstellen. So etwas

verdrießt ihn besonders. Als Ricarda Lange aus Tostedt in einer Zuschrift bemerkte, sie „habe den Eindruck, dass Peter Weiss doch ein ‚Modernisierer‘ in der deutschen Literatur war, aber langsam in Vergessenheit gerät“, speiste er sie ab mit: „Beides ist richtig.“

Der Leserin Barbara Arens aus Dettelbach, die seine Meinung erbat zu dem Roman „Die Stadt der träumenden Bücher“ vom „Kleines Arschloch“-Autor Walter Moers, empfahl er barsch Goethe, Grass und Frisch zur Lektüre.

Wer etwas über Adolf Muschg oder W. G. Sebald wissen will, wird angewiesen, in Reich-Ranickis früheren Abhandlungen nachzusehen. Den neuen Lenz hatte er noch nicht gelesen, weil der Verlag ihn noch nicht geschickt habe. Das Buch des Freiherrn zu Gutenberg möchte er nicht lesen. Adalbert Stifter hat er noch nie so recht gemocht. Die Frage nach der Unverständlichkeit Gottfried Benns weist er mit dem Hinweis zurück, man müsse dessen Gedichte mit Verstand lesen.

Es ist von Sonntag zu Sonntag das gleiche Spiel: Erwartungsfroh kommen Bildungsbürger mit ihren Anliegen zu ihm in den Elfenbeinturm hochgekrochen, einander als Verbündete im Dienste großer Literatur wählend. Er schickt sie mit dem nächsten Aufzug wieder nach unten.

Reich-Ranicki sagt, was gesagt werden muss. Nicht mehr. Ein Autor oder dessen Werk muss es erst einmal wert sein, dass er sich ein Urteil darüber bildet. Gelangt er zu einem, bedarf dies selbstverständlich keiner Begründung.

Wie die Priesterin Pythia, das Orakel von Delphi, verharret der greise Weise im Ungefähren und überlässt die Deutung den Bittstellern. Pythia galt als ein Medium des Gottes Apollon, in Trance gesetzt durch Dämpfe; das Orakel von Frankfurt hingegen spricht aus sich selbst heraus.

Zu seiner Arbeitsweise teilt die „FAS“-Redaktion Folgendes mit: Montags schicke der betreuende Redakteur ausgewählte Leserfragen an Reich-Ranicki. Freitags maile dessen Sekretärin seine Antworten zurück. Bis vor einem Jahr habe er sie noch selbst mit der Schreibmaschine getippt und gefaxt. Bearbeitet würden seine Worte nicht.

„Nachdem ich mich durch die fast 1000 Seiten von René Schickeles Trilogie ‚Das Erbe am Rhein‘ gearbeitet habe, bleibe ich ratlos zurück“, bekannte jüngst in einem Leserbrief Bernd Klasen aus Wissembourg, Frankreich.

Reich-Ranicki: „Ich auch.“

Sollte Reich-Ranicki sich in seinen Einlassungen weiter reduzieren, wird er eines Tages womöglich nur noch mit einem „- -“ antworten. Schweigen als höchste Form der Missachtung. Die Fragesteller werden sich selbst dadurch noch geehrt fühlen.

ALEXANDER KÜHN